

Franz Kafkas „Amerika/Der Verschollene“ an den Münchner Kammerspielen: verhunzte Interpretation, aber glänzendes Ensemble

Plumper Klamausk in brillantem Spiel

Als Freiheitsstatue in hellgrünem Gewand dreht Philipp Plessmann auf der Bühne seine Runden. Er begrüßt das eintrudende Publikum, plauscht mit manchen Gästen, andere dürfen ein Selfie mit ihm machen. Damit ist schon vor der eigentlichen Aufführung die Fallhöhe dieser Kafka-Inszenierung von Charlotte Sprenger abgesteckt. Im Kafka-Jahr hat Sprenger mit Dramaturgin Olivia Ebert für die Münchner Kammerspiele aus *Amerika/Der Verschollene* ein Bühnenstück gemacht. Das Ergebnis ernüchtert: Aus Franz Kafkas Romanfragment und brillanter Albraumpoesie wird ein sprachlich plumper Provinzklamausk. Aleksandra Pavlović hat ihn passend grell, trashig, knallbunt ausgestattet. Neu ist das nicht: Auf ähnliche Weise hatte Karin Henkel im Frühjahr am benachbarten Residenztheater Kafkas *Das Schloss* verhunzt.

Zähne gezogen

Nun kann man sich im kafkaesken Labyrinth gewiss leicht verirren. Wie man aber den hochaktuellen, gesellschaftlich brisanten Stoffen Kafkas derart die Zähne ziehen kann, das macht ratlos. Dabei wollte Sprenger durchaus aktuelle Bezüge herstellen. So wirkte manche Szenerie und Ausstattung, auch mancher Duktus und Gestus im Spiel wie die überspannte Karikatur eines US-Wahlkampfs. In dieser Lesart wirkt Edmund Telgenkämper als Onkel des von Katharina Marie Schubert gespielten Karl wie ein Donald-Trump-Verschnitt. Passend hierzu wird auch die 9. Sinfonie *Aus der Neuen Welt* von Antonín Dvořák eingespielt.



Mit wohltuenden Momenten des Innehaltens spielt Katharina Marie Schubert den jungen Karl. FOTO: GABRIELA NEEB

Das Problem ist nur, dass es Kafka nicht so sehr um eine Turbokapitalismus- und Amerikakritik ging. Zwar wandelt Kafka in dem Fragment durchaus auf den Spuren von Charles Dickens, wie er

selber im Tagebuch erwähnt, aber er hat die Parallelen zwischen Alter und Neuer Welt im Visier, und das ist schockierend. Hüben wie drüben sieht sich das Individuum einer monströsen Bürokratie und

zementierten Normen ausgesetzt. Die Mitmenschen wirken jeweils wie entmenslichte, grotesk verzerrte Marionetten eines Systems. Im Westen nichts Neues: Das ist die eigentliche Botschaft, und das

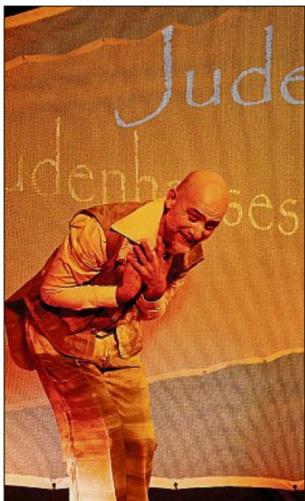
Heines „Deutschland. Ein Wintermärchen“ in Ansbach

Kunstvoll dramatisiert

Es ist ein ambitioniertes Tun: einen Text, der nicht für eine Bühne geschrieben ist, sondern eher so etwas wie ein gereimter innerer Monolog in trauriger Zwiesprache mit der Leserschaft ist, gegen seine Laufrichtung trotzdem akkurat auf die Bühne bringen zu wollen. Heinrich Heines *Deutschland. Ein Wintermärchen* ist vieles zugleich: ein Reisebericht durch ein autoritäres, reaktionäres Land, eine Zustandsbeschreibung eines durch und durch verholzten Länderkonglomerats, das Deutschland zu Heines (1797 bis 1856) Zeit war. Es gleicht einer Reise in innere Landschaften zwischen Ironie und Melancholie. Und es ist ein ungeheuer weit ausgefallenes literarisches Groß- und Meisterwerk, das mit allen möglichen Ingredienzien jongliert: vom Sauerkraut bis zum Antisemitismus.

Der Text wird in Häppchen zerlegt, jedes einzelne bekommt eine eigene Inszenierung, eine eigene Anmutung, ein eigenes Gewicht. Licht und Projektionen unterstreichen dieses Zerwürf. Zudem unterstützen Musikzitate die Wirkung der Szenen. So bekämpft die Inszenierung jegliche auch nur ansatzweise Monotonie und lässt das Publikum die bunt schillernde Vielfalt des Versepos entdecken.

Einen roten Faden gibt es dabei auch, und zwar in Person des



Robert Arnold versteht es meisterhaft, Heines Reise in innere Landschaften auf der Bühne sichtbar zu machen. FOTO: JIM ALBRIGHT

Schauspielers, der die einzelnen Aspekte in all ihrer Emotionalität durchgestaltet.

Eine Stück für die Bühne ist *Deutschland. Ein Wintermärchen* immer noch nicht. Aber ein guter Beleg dafür, was gelungene Theaterarbeit alles möglich macht und weshalb sie so unverzichtbar ist.

> CHRISTIAN MUGGENTHALER

Klang statt Sprache: ein O'Neill-Stück in Nürnberg

Wortloses Traumspiel

Man muss schon lange suchen, um ein Theaterstück zu finden, in dem der Autor derart detailliert das Bühnenbild und die Personen beschreibt: seitenlang tut es Eugene O'Neill für das Wohnzimmer der Schauspielerefamilie Tyrone – bis hin zu den Bänden im Bücherschrank. Genau so einen Text haben Rieke Süßkow (Regie) und Philipp C. Mayer (Komposition) für ihr Projekt gesucht: *Eines langen Tages Reise in die Nacht* ist vier Akte lang und in aristotelischer Einheit von Zeit, Ort und Handlung – aber dann haben sie den ganzen Text gestrichen. „Frei nach O'Neill“ und „Instrumentalversion“ heißt es zur Premiere am Nürnberger Schauspielhaus.

Für ihren radikalen Umgang mit Texten ist Süßkow bekannt. Ihre Einladung zum vergangenen Berliner Theatertreffen war offenbar ein Freifahrtschein, jetzt in Nürnberg noch einmal ihre rigorosen Konzepte auszuprobieren: weg mit dem Text – Klang statt Sprache. Und das anhand von O'Neills Schauspiel von 1941.

Radikal eingedampft

Zusammen mit dem Komponisten Philipp C. Mayer, Musiker*innen der Musikhochschule und den Schauspielerei*innen hat Süßkow Handlung und Text auf weniger als ein Fünftel eingedampft. Es ist ein wortloses Gerippe übrig geblieben, das man gelegentlich an den Lippen der Schauspieler ablesen kann. Die Musiker begleiten sie in ihrem äußeren und inneren Erleben: für jeden blutigen Auswurf des schwindstüchtigen Tyrone-Sohnes Edmund ein kakofoner Ton der Klarinette von Nina Janßen-Deinzer – auch sie ist in kurzen Hosen und immer dicht neben ihrem spielenden Pendant.

Die Handlung beginnt auf einer Art dreistufiger Etagere (Bühne:

Mirjam Stängl) mit der Rückkehr von Mary Tyrone aus einer Entziehungskur – ihre Sucht bleibt während der gesamten Aufführung das Leitmotiv dieses die ganze Familie in den Abgrund reißen Dramas. Das endet bei Süßkow mit der peinigen Suche nach dem nächsten Schuss: Mary durchwühlt jedes Kissen, jede Matratze auf allen Etagen ihrer aus dem Gleichgewicht geratenden Existenz – vergebens: James Tyrone hat die Ampullen versteckt. Und die weiße Rose, mit der er sich seiner Frau immer wieder nähert, schlägt sie ihm aus der Hand.

Das Ensemblequartett Stephanie Leue, Stephan Schäfer, Joshua



Leitmotiv der gesamten Aufführung bleibt Mary Tyrones (Stephanie Leue) Sucht. FOTO: KONRAD FERSTERER

Kiefert und Justus Pfankuch bewältigt seine Transformationsaufgabe von Text zu stummer Darstellung mit Anklängen an die weit aufgerissenen Augen und expressiven Bewegungen des Stummfilms. Und wann immer sich Mary einen Schuss setzt, kommt aus dem Schnürboden das milde Licht der Erlösung – auch für das Publikum, das die peinigen Szenen dieses wortlosen, aber ausdrucksvollen Traumspiels intensiv miterleben kann. > UWE MITSCHING

erfährt hier der 17-jährige Karl aus Prag. Von seinen Eltern wird er in die USA geschickt, faktisch verstoßen, nachdem er ein Dienstmädchen geschwängert hat.

Der von Kafka stammende Titel *Der Verschollene* impliziert das mögliche, unvollendet gebliebene Ende von Karl. Ein Verschollener kann nach Ablauf einer Frist für tot erklärt werden. Diese Zusammenhänge machen sich im Fachingsschwank der Regie rar. Diese Kafka-Interpretation legt nicht den Finger in Wunden, sondern ermüdet mit stupid-banal Pointen.

Intensiver Moment

Dass man trotzdem während der knapp drei Stunden mit Pause nicht abschaltet, ist allein den einnehmenden Leistungen des Ensembles zu verdanken. Ob die wandelbare Jelena Kuljić als Brunelda und Oberkellnerin oder Christian Löber als skurril-bizarren Sackler und Robinson: Ein virtuosos Spiel im allerbesten Sinn wird da geboten. Und als Karl ringt Schubert dem Abend wohlthuende Momente des Innehaltens ab.

Der vielleicht prägendste Augenblick folgt jedoch im zweiten Teil der Aufführung. Als Theresa berichtet Johanna Kappauf vom tragischen Tod ihrer Mutter als Bauhilfsarbeiterin. Wie sie das tut, vollkommen unaufgeregt, ohne Pathos oder Larmoyanz, ganz schlicht und still, sogar mit einem Lächeln auf dem Gesicht: Das bewegt und berührt. Für einen kurzen Moment atmet die Inszenierung eine unerhörte Intensität. Mehr davon wäre wünschenswert gewesen. > MARCO FREI

Queer Film Festival über den Antrieb allen Lebens

Ein besseres Datum lässt sich kaum denken. Da wird im Münchner Kreisverwaltungsreferat in der Ruppertstraße die Ausstellung *gefährdet leben* über queere Menschen in der Nazizeit eröffnet, und just am selben Tag startet das neunte Queer Film Festival München (QFFM). Damit bietet München derzeit umfassende Einblicke in die Geschichte und Gegenwart der LGBTQ-Gemeinschaft. Selbstverständlich ist das nicht.

Zur Erinnerung: Als 2017 in Deutschland die „Ehe für alle“ eingeführt wurde, wollte die bayerische Staatsregierung dagegen klagen. Es ist auch Initiativen wie dem QFFM zu verdanken, dass sich im Freistaat über die Jahre Haltungen änderten. Das Team stemmt ehrenamtlich alljährlich im Herbst ein Programm, das in die Welt ausstrahlt.

Zur diesjährigen Kammerspielen kamen Menschen unterschiedlicher Herkunft. Sie wollten sehen, wie homo-, bi- und transsexuelle Narrative die internationale Filmpraxis beeinflussen. „Sinnlichkeit und Gemeinschaft“ lautet das inoffizielle Motto des Festivals: Die Beiträge zeigen queere Gemeinschaften, die bürgerliche Gleichförmigkeit aufbrechen und poetische Formen kollektiven Erzählens erproben – so wie im Eröffnungsfilm *Reas* von Lola Arias aus Argentinien. In einem Frauengefängnis sind manche Identitäten genauso fluid wie die Lebensentwürfe. Was sie eint, ist die Sehnsucht nach Liebe, Verständnis und Zusammenhalt – der Antrieb allen Lebens, ob queer oder nicht. Das wird hier exemplarisch ausgedrückt, melancholisch, nachdenklich, humorvoll.

> MARCO FREI

Bis 20. Oktober. www.qffm.de

„Anthropolis“ in Bamberg: die Geschichte Europas

Nichts als Krieg

Alltäglich sieht man von Raketen zerstörte Städte im Fernsehen. Nun auch auf der Bühne des Bamberger E.T.A. Hoffmann Theaters: wirklichkeitsnah und überzeugend gestaltet. Man gewahrt in meisterhafter Lichtführung von Einschüssen durchlöcherter Stockwerke, Mauern mit Stacheldraht sowie bloße Felsen – und im Hintergrund lauert das Meer als Videoprojektion.

Anthropolis von Roland Schimmelpfennig will nicht weniger als den ganzen antiken Mythos von Zeus über Iokaste, Teiresias und Kreon bis zu Antigone (Teil IV, Iokaste) verhandeln, um nur einige der Hauptfiguren zu nennen. Dass dieser Zyklus als Abbild der von Krieg und Gewalt geprägten Phasen der europäischen Geschichte bis heute verstanden werden will, kann man sich denken. Dazu regen zeitgenössische Motive an, wie etwa die Erwähnung einer Abendzeitung oder einer Tankstelle. Christoph Ransmayr war wohl der Erste, der diesen Kunstgriff mit seinem Ovid-Roman *Die letzte Welt* 1988 in die Literatur eingeführt hat.

Hilfreicher „Stammbaum“

Leider wird in Bamberg die ganze Geschichte mehr oder weniger ungekürzt über mehr als zwei Stunden hinweg recht schnell von der „Rampe“ herab erzählt, selten durch agierende Schauspieler unterbrochen. Damit man den Überblick nicht verliert, liegt auf den Tischen im Foyer ein „Stammbaum“ aus.

Einzelne Szenen zeigen immerhin heftige Kämpfe, untermalt mit fast unerträglich schrillen Tönen. Zwischendurch tritt zu vorgerückter Stunde ein Kinderchor auf, von dem man sich erhofft, dass seine Mitglieder die schlimmen Ereignisse nicht so mitbekommen,

etwa die mit Theaterblut überströmten Gesichter von den Kämpfern mit Maschinenpistolen. Diese Requisiten sehen so echt aus, dass man unwillkürlich hofft, dass sie wirklich entladen sind.

Denn es macht schon Angst, wie Polyneikes, verkörpert von Leon



Leon Tölle spielt Polyneikes, den Sohn von Ödipus und Iokaste.

FOTO: BIRGIT HUFFELD

Tölle, böseartig ins Publikum schaut. Den Blick von Teiresias (Florian Walter) kann man zeitweise nicht identifizieren, da er eine Sonnenbrille trägt – welche geniale Maske! Hier wie auch an anderen Stellen findet an diesem Abend großes Theater statt. Zu verdanken ist das ebenso der eindringlichen Ausstrahlung von Barbara Wurster (Iokaste) oder Pit Prager (Sphinx). Auch einige Pantomimen bannten das Publikum, das am Ende, irgendwie ohne Betreuung, im Sinne von Aristoteles voll Furcht und Mitleid dasitzt.

> ANDREAS REUSS